

Die St. Michaels-Hofkirche in München.

Eine Studie zur 3. Säcularfeier der Einweihung der Kirche vom 27.—29. Juni 1897.

Von J. M. Forster.

Da in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Bayern in Gefahr stand, vom heiligen katholischen Glauben abzufallen, erbat sich der für Erhaltung desselben eifernde Herzog Wilhelm IV. vom Papst Paul III. drei gelehrte Theologen, zunächst für die Universität, welche sich damals in Ingolstadt befand, wo die von Luther veranlaßte Glaubensneuerung bereits Eingang und Anhänger gefunden hatte.

Der Papst übertrug dieses Geschäft dem Cardinal Alexander Farnesius, welcher mit dem Stifter des Ordens von der Gesellschaft Jesu, dem (später heilig gesprochenen) Ignatius von Loyola, sich dahin einigte, den bereits von dem im Jahre 1541 zu Worms abgehaltenen „Religionsgespräche“ (mit den Protestanten) in Deutschlands katholischen Kreisen bestens bekannten Clandius Jains aus Savoyen, ferner den Spanier Alfons Salmeron und den Niederländer Peter de Hondt — als Verfasser eines Katechismus unter seinem latinisirten Namen Canisius¹⁾ noch heute berühmt — an den Herzog abzusenden. Die genannten drei Jesuiten trafen am 13. November 1549 in Ingolstadt ein und eröffneten alsbald ihre Vorlesungen über Theologie.

Die Professoren Jains und Salmeron aber wurden bereits im folgenden Jahre zur Aufrechthaltung des katholischen Glaubens anderswohin berufen und durch den Holländer Nikolaus Garbanns (für Theologie) und Peter Schorichius (für Philosophie und klassische Sprachen) ersetzt, während Canisius zum Rector der Hochschule erwählt wurde. — Vorher aber traf die Jesuiten noch ein harter Schlag, indem Herzog Wilhelm IV., welcher die Absicht hatte, ihnen durch den Bau eines Collegiums (nebst Kirche) einen festen Sitz im Lande zu begründen, und zu diesem Zwecke nicht nur die päpstliche Genehmigung zur Erhebung einer Decimation von den geistlichen Gütern erwirkt, sondern auch durch den Cretitor Moritz van Hutten, Fürstbischof zu Eichstätt, bereits 20,000 Goldgulden eingebracht hatte, am 6. März 1550 mit Tod abging.

Hiedurch schien das Werk gefährdet, umso mehr, als auch die Laienprofessoren in Ingolstadt auf die zu rascher Beliebtheit gelangten Jesuiten mißgünstig waren, weshalb Letztere, dem Auftrage ihrer Oberen folgend, die nun ungasstliche Stadt verließen, indem sich Canisius zunächst nach Augsburg zu dem dortigen Cardinal-Fürstbischof

¹⁾ Der selige Peter van Hondt oder Canisius, wie er seinen Namen latinisirte, war am 8. Mai 1521 zu Nymwegen geboren, trat 1544 in die Gesellschaft Jesu und ward 1546 Priester. Rasch nach einander lehrte er auf den Hochschulen zu Köln, Ingolstadt und Wien, war als Volksmissionär thätig, wohnte als Theologe des Cardinalbischofs zu Augsburg, Otto von Truchseß, dem Concil von Trident bei, war Hofrath des Kaisers, Domprediger zu Augsburg und Wien, verwaltete die Erzdiocese Wien, das Ordensprovincialat in Deutschland wirkte zur Erhaltung des katholischen Glaubens in Oesterreich, Bayern, Schwaben, Böhmen, Elsaß und der Schweiz, verschmähte den ihm angebotenen Bischofsstab wie den Cardinals-purpur und starb an den Folgen eines Schlaganfalles am 21. Dezember 1597. — Papst Pius IX. versetzte ihn am 24. Juni 1864 unter die Zahl der Seligen.

Otto (von Truchseß) begab, dann aber seinen beiden Gefährten, welche Kaiser Ferdinand nach Oesterreich berufen hatte, folgte.

Über der Mangel glaubensfester Lehrer machte sich in kürzester Zeit wie auf der Hochschule, so namentlich im Lande geltend, in welches die protestantischen Prädicanten nicht ohne Erfolg einzudringen versuchten, weshalb es Herzog Albrecht V. als eine Nothwendigkeit erkannte, denselben einen festen Damm entgegenzusetzen, wofür er die Jesuiten am geeignetsten fand.

Zu diesem Zwecke beschloß er nicht nur die Wiederberufung der Jesuiten, sondern er faßte auch den Bau eines Collegiums in Ingolstadt fest in's Auge und trat deshalb mit dem Stifter und ersten General der Jesuiten in Verbindung, an welchen er zum Abschlusse eines Vertrages sogar seinen Geheimsecretär Johann Schweiker absandte. Der hl. Ignatius, über die geneigte Gesinnung des Herzogs hoch erfreut, ordnete seinerseits als seinen Bevollmächtigten den (seligen) P. Canisius, welchen er gleichzeitig zum Provinzial von Oberdeutschland, Böhmen und Oesterreich ernannte, an den Herzog ab, welcher mit demselben verhandelte. Am 7. Dezember 1555 wurde ein aus 15 Artikeln bestehender Vertrag abgeschlossen, welcher die Errichtung eines Collegiums in Ingolstadt, dessen Unterhalt und die Berufung von Lehrern und anderen Angehörigen der Gesellschaft Jesu betraf und in dessen Vollzug am 7. Juli 1556 sechs Priester und zwölf Jogen. Minister in Ingolstadt eintrafen. — Allein da sich mit den andern Lehrern der übrigen Fakultäten, namentlich den Philosophen und Philologen, abermals Differenzen ergaben, genehmigte Herzog Albrecht V. den von dem inzwischen an Stelle des wieder nach Wien berufenen P. Canisius getretenen Provinzial Paul Hoffäus gemachten Vorschlag, die theologische Fakultät in Ingolstadt zu belassen, den philosophischen Kurs mit dem Pädagogium aber nach München zu versetzen, wo die Jesuiten am 21. November 1559 eintrafen; es waren dies: Nikolaus Lanjus als Rector, Theodor Bektanus und Dominikus Mengin als Professoren und Martin Stewart für die kirchlichen Funktionen. — Dieselben erhielten ihre Wohnung in dem Gartenthalle des Klosters der PP. Augustiner und in deren Kirche auch einen Altar angewiesen, um auf demselben zu celebriren. — In dem nahen, uralten Kirchlein „St. Nikolaus auf dem Haberfeld“²⁾ erteilten sie

²⁾ Das älteste München, vor Heinrich dem Löwen „Altheim“ genannt, besaß schon einen reichen Kranz von Gotteshäusern: im Osten die Wieskapelle, daneben eine Nikolauskapelle, später der „Congregationsaal“ genannt, im Süden die Jakobskapelle, an welche um 1222 das ältere Franziskaner- (Augs-) Kloster angebaut wurde, die Basilika zu Altheim (heut Haus Nr. 19 am Altheimersee), die St. Johanniskapelle (südlich der ehem. Augustinerkirche), die Marienkirche (heut U. V. Frauen ehrwürdigen Dom) und eine Kapelle „St. Nikolaus im Haberfeld“, gegenüber der Johanniskapelle, also auf der Stelle der jetzigen St. Michaelskirche. Anfangs ein armes, unbedeutendes Kirchlein, welchem 1309 der Wefner und seine Ehefrau ihr Häuschen vermachten, wurde dasselbe später zu einer ziemlich bedeutenden Kirche erweitert, welche fünf Altäre besaß. (Die Erweiterung der Kirche dürfte auf Kosten der Stadt erfolgt sein, weil im Jahre 1447 Papst Nikolaus V. der Stadt das Patronat über die Kirche verlieh, welches aber in der Folge, unbekannt wie, auf die Herzoge überging.) — Der Hochaltar war dem hl. Nikolaus geweiht und sollte nach der den Abbruch der St. Nikolai- (und der ihr benachbarten, dem Kloster Schäftlarn gehörigen, 1585 ebenfalls abgebrochenen St. Michaelis)

der Jugend Unterricht, zunächst in der Religion, bald aber auch in anderen Fächern, und versammelten bald an 300 Schüler um sich, weshalb der Herzog auch ein *Gymnasium*⁷⁾ gründete, das zu Ostern 1560 in Gegenwart des Herzogs, der herzoglichen Familie, der Beamten und Bürger in feierlicher Weise zunächst mit vier Klassen eröffnet wurde, denen sich nach Vollendung des Gebäudes die weiteren Klassen⁸⁾ angeschlossen. Fast gleichzeitig kamen auf erneutes Ansuchen des Herzogs weitere 10 Jesuiten nach München, unter welchen sich P. Theodorich de Hondt, ein Stiefbruder des oben mehr genannten P. Petrus Canisius, befand, welcher als Rector des Collegiums fungierte und im Jahre 1561 gleich seinem Mitbruder Th. Vestan vom Herzoge zum Bäckereisensor ernannt wurde.

Da sich jedoch die Zahl der Jesuiten, namentlich in Folge der 1574 erfolgten Errichtung des Seminars,⁹⁾ fortwährend mehrte, erwies sich das gemeinschaftliche Leben zweier Ordenscorporationen, von denen die eine sich mehr der Beschaulichkeit, die andere aber hauptsächlich der Lehrthätigkeit widmete, als nichtlich, umsomehr als unter Leitung der Jesuiten im Jahre 1577 die alsbald tausende von Mitgliedern zählende „Marianische Congregation“¹⁰⁾ entstand. Es dachte darum schon Herzog Albert V., ihnen auch in München ein Collegium nebst Kirche zu erbauen — aber einerseits bildeten die politischen Ver-

hältnisse erlaubenden Urkunde des Bischofs Ernst von Freising am 3. Febr. 1585 an Stelle des Hochaltars in der neu zu erbauenden Kirche eine Erinnerungssäule errichtet werden. Bei dem Abbruche der Nikolauskapelle, welcher nicht vor dem Frühjahr 1585 erfolgt sein kann, wurden die Altäre in verschiedenen Kirchen vertheilt: so kam der Hochaltar in eine Seitenkapelle der (neuen) St. Michaelskirche, ein Seitenaltar der heiligen 14 Nothhelfer nach Weing bei Krauzberg, der Andreasaltar in die hiesige Frauenkirche, die Paramente aber zu den Augustinern. — Vor der Nikolauskirche wurde der alljährliche Nikolausmarkt — aus welchem sich die jetzige Christkindlbult entwickelte — abgehalten, aber 9. Mai 1597 wegen zu befürchtender Störung des Gottesdienstes zc. zc. aufgehoben. — Eine zweite (bezw. im Stadtbezirke dritte) Nikolauskirche stand etwas nördlich von der eben beschriebenen, welche Herzog Wilhelm V. nach Niederlegung der Nikolauskirche im Haberfeld¹¹⁾ neben dem zu einer Einriedelei eingerichteten Garten der (jetzigen) Herzog Marburg erbaute, 1629 den eben berufenen Karmeliten angewiesen und gegen das Jahr 1660 abgebrochen wurde.

⁷⁾ Das jetzige Wilhelmsgymnasium.

⁸⁾ Damals umfaßte der Lehrplan, da bereits in den Stadtschulen Latein gelehrt wurde, nur 6 Klassen, welche folgende Namen führten: 1) Rudimenta; 2) Grammatica; 3) Syntaxis minor; 4) Syntaxis major; 5) Humaniora (oder Poesis); 6) Rhetorica.

⁹⁾ Das dem heil. Gregor dem Großen gewidmete Seminar, darum auch *Domus S. Gregorii* genannt, befand sich da, wo jetzt die Stulberger'schen Häuser Nr. 21 und 22 an der Neuhauferstraße sind, und ging in die Herzogspital- (damals Röhrensäcker-) Straße zurück.

¹⁰⁾ Die Marianische Congregation theilte sich alsbald in mehrere Zweige: 1597 erfolgte die Trennung in die größere (lateinische) und kleinere (deutsche), von welcher letzterer sich 1610 wieder die deutsche Marianische Congregation der Herren und Bürger absonderte, die 1709 die Graf Lerchenfeld-Häuser in der Neuhauferstraße erkaufte und zum „Bürger- (Bet-) Saale“ umbaute, der 1710 consecrirt wurde. — Im Jahre 1635 entstand die sog. „mittlere“ Marianische Congregation speciell für Gymnasialisten, während die „kleinere“ für jüngere Leute aller Art bestimmt ward und sich in der Folge zur „Congregation der Lehrlinge“ umbildete, welche später in die Damenstiftskirche verlegt wurde und ein klägliches Dasein fristet, obwohl auch die 1643 gegründete „Congregation der ledigen Mannsperjonen“ mit ihr vereinigt wurde und ihr als „Congregation der Jungheeren“ den Namen lieh.

hältnisse, andererseits sein am 24. Oktober 1579 eingetretener Tod unüberwindliche Hindernisse.

Dagegen blieb es seinem Sohne und Nachfolger, dem Herzog Wilhelm V., überlassen, diese Frage in würdiger Weise zu lösen.

Dieser hatte die Jesuiten schon in frühester Jugend als die treuen Rathgeber seines Vaters kennen und bei seiner am 22. Februar 1568 stattgehabten Vermählung¹²⁾ mit der Prinzessin Renata von Lothringen auch lieben gelernt, weshalb er ihnen, namentlich weil der Zubrang zum Orden so stark war, daß der General Lainez schon 1569 einen eigenen Novizenmeister hieher schicken mußte anfänglich Kloster und Kirche der Augustiner überlassen diesen aber ein von ihm am Neudeck in der Vorstadt Au neu erbautes Kloster¹³⁾ zuweisen wollte. Letztere aber waren nicht geneigt, diesen Tausch einzugehen, sondern nahmen sogar die Intervention des Papstes (Gregor XIII.) in Anspruch, welcher dem Herzog bei Strafe des Kirchenbanns gebot, die Augustiner an ihrem alten Sitze zu belassen, worauf derselbe beschloß, den Jesuiten in München ein eigenes Collegium mit Kirche zu erbauen.

Doch stieß die Durchführung dieses Beschlusses auf verschiedene Schwierigkeiten, deren hauptsächlichste der Mangel an Geld und an einem geeigneten Bauplatz waren. Letzterer fand sich in dem, dem Kloster Schäftlarn gehörigen Gute Konradshof¹⁴⁾, in dessen nächster Nähe die oben erwähnte St. Nikolauskapelle und einige kleine Häuser standen, welche für den auszuführenden Bau um 6650 fl. erkaufte und nebst der einen Nikolauskapelle und den Dekonomiegebäuden bis zum Herbst 1582 abgebrochen wurden, wobei der Herzog durch Brief an die Bürgermeister vom 12. August den bisherigen Besitzern zur Erzielung eines geringeren Verkaufspreises erlaubte, „die Ofen, und was denselben anhängig, Fenster, Fensterstöck, gefälzte Thüren und Thürgerichte, eingemauerte Kästl, saubere Thüren und Dielen zc. zc.“ mitzunehmen.¹⁵⁾

Bereits vorher waren Pläne und Kostenanschläge¹⁶⁾ gefertigt worden. — Die Grundanlage des Planes dürfte wohl auf den damaligen Rector des Münchener Collegiums, P. Otto Eisenreich, zurückzuführen sein, dessen Idee der

¹²⁾ Zur Verherrlichung der Vermählungsfeier führten die Jesuiten die Tragödie „Samson“ von ihrem Mitgliede Andreas Fabricius auf, in welcher die Heiligkeit der Ehe und die Unzulässigkeit einer solchen mit Andersgläubigen zum Ausdruck kommt.

¹³⁾ Dasselbe kam indeß erst 1628 zur Ausführung; es wurden nämlich in das 1622–23 erbaute Kloster bei der St. Karl Borromäuskirche zuerst Basilianer berufen, welche jedoch nicht entsprachen, worauf im folgenden Jahre Paulaner berufen wurden, deren Convent schon 1799 aufgelöst, das Kloster 1800–1801 als Feldspital benützt und 1807 in ein Strafärbeits- (jetzt Bucht-) Haus umgewandelt wurde.

¹⁴⁾ Das Gut „Konradshof“ basirte auf einer Schenkung vom Jahre 782, auf Grund deren ein religiöser Mann Namens Apolt und sein Sohn ihren Besitz in Sendling und Schwabing dem Kloster Schäftlarn schenkten. — Noch im 17. Jahrhundert entzifferte dieser Besitz an nahezu 150 Tagwerk (ca. 54 ha).

¹⁵⁾ Bei Smelin: „Die St. Michaelskirche in München“ Seite 5.

¹⁶⁾ Der Kostenanschlag des damaligen P. Rectors des Collegiums lautete auf 30,000 fl., setzte aber bereits „ausbülfe mit Steinen“ voraus; später sprach man gar bloß von 20,900 fl., während der Bau der Kirche allein 143,000, jener des Collegiums 57,000 fl. erforderte. (Smelin a. a. D. S. 6, 21, 41, 42, 43.)

Augsburger Architekt Wendel Dietrich¹²⁾ und der Maler und Baumeister Friedrich Sustris¹³⁾ theils als Plan auf dem Papiere, theils als Modell ausführten. Als Maurermeister fungirte in der ersten Bauperiode bis 1590 der Münchener Bürger Wolfgang Müller¹⁴⁾, während den Ausbau der Kirche unter der speciellen Aufsicht des Architekten Sustris ein Andreas Gundelfinger zu Ende führte.

Nachdem der Herbst des Jahres 1582 zur Aushebung der Baugrube für die Kirche, für welche der Herzog in frommer Erinnerung an seinen Geburtstag, den 29. September 1548, den hl. Erzengel Michael als Patron bestimmte, verwendet worden war, begann im folgenden Jahre der Bau selbst und ward am 18. April 1583 die feierliche Grundsteinlegung zur Kirche vorgenommen, wobei der päpstliche Legat Felician in Gegenwart dreier anderer päpstlicher Legaten: des Bonhoniuss am Kaiserhofe, des Malaspina in den Niederlanden und des Minguarda am Münchener Hofe, die kirchlichen Ceremonien vollführte.

Herzog Wilhelm fügte den aus Marmor gerichteten Grundstein in Gegenwart seiner Gemahlin, seiner Mutter, der Herzogin-Wittve Jakobäa (von Baden), seiner jugendlichen Söhne Maximilian und Philipp, seines Bruders Ferdinand, umgeben von Adeligen, Beamten und Bürgern, und legte in denselben die von dem Maler Jakob Velle angeführte Urkunde und eine goldene Schaumünze, deren Avers sein Brustbild zeigte, während der Revers folgende Inschrift trug: Deo optimo maximo, matri Mariae ac S. Michaeli Archangelo sacrum. Anno humanae Salutis 1583 die 18. Aprilis, Gregorio XIII. Pontifice Max., Rudolpho Secundo Rom. Imp. ac Reverendiss. Dom. Feliciano Apostolicae Sedis Nuntio ceremoniis operante, Guilielmus hujus Nominis Quintus, Dei gratia Comes Palatinus Rheni, utriusque Bavariae Dux primum hunc fundamenti lapidem posuit, dum in hac sua Metropoli Monachio Societati Jesu in honorem Sancti Michaelis omniumque Sanctorum causa Religionis aeternum sibi posterisque Monumentum poneret.¹⁵⁾ — Nach Beendigung

^{12 13 14)} Die lang umstrittene Frage hinsichtlich des Baumeisters der Kirche ist nunmehr längst endgiltig zu Gunsten des Augsburger Kunstschreibers Wendel Dietrich entschieden, der in den Hofzahlamtsrechnungen schon von 1567 als Baumeister mit 300 fl. (jährl.) Gehalt figurirt. Früher war die Frage strittig und wurden außer dem architekturverständigen Maler Friedrich Sustris genannt: Albrecht Octavian, Jakob Menzinger, Deckhel und Valiento. Daß die Jesuiten selbst baukundige Leute unter sich hatten und deren Meinungen nicht ohne Einfluß auf Dietrich blieben, ist selbstverständlich. Von Dietrich stammen der Hochaltar und die Gypsunrahmungen des Gewölbes. Nach dem Einsturze des Thurmes scheint auch Dietrich in Ungnade gefallen zu sein, denn es wurde Sustris mit der Anfertigung eines neuen Planes betraut. — Wolfgang Müller, der lange Zeit als Baumeister galt auf Grund der Inschrift eines noch heute in der Sakristei befindlichen Bildes, lautend: „1585 hat Wolfgang Müller, ein Steinmetz, seines Alters 48 Jahr, die Kirche und das Collegium erbauet“, war nur Balier und hatte als solcher — von verschiedenen Gratifikationen abgesehen — einen Wochenlohn von anfänglich 2 fl., später von 2 fl. 30 kr. (die Maurer und Zimmerleute einen Taglohn von 15 kr., die Mörtelträger und Tagelöhner von 6—7 kr., die Buben von 4—5 kr.). Diese nach jeder Richtung hin falsche Bezeichnung Müllers als Baumeister verurjachte sogar die Aufstellung seiner Büste in der Ruhmeshalle!

¹⁵⁾ Zu deutsch: Dem allgütigen, allmächtigen Gott, der hl. Mutter Maria und dem hl. Erzengel Michael geweiht. Im Jahre 1583 am 18. April, als Gregor XIII. Papst und Rudolf II. Römischer Kaiser war, legte Wil-

der kirchlichen Fester gab der Herzog den Theilnehmern an derselben ein Mahl im Collegium (bei den Augustinern), wobei die Schüler des Gymnasiums zur Fester des Tages ein Schauspiel ausführten, während den theilhaftigen Arbeitern Bier gespendet wurde.

Nun schritt der Kirchenbau stetig voran, und rasch erhoben sich die Hauptmauern. — Da das Collegium direct an die Kirche angebaut werden sollte, wurde zu ersterem am 10. Januar 1585 der Grundstein gelegt, wobei der herzogliche Rath Ludwig Müller als Stellvertreter des Herzogs erschien und der Generalvikar Ludwig (Söhnd von Nosing) des Fürstbischofs Ernst zu Freising¹⁶⁾ die Episkopalfunktionen besorgte. Hierbei wurden goldene und silberne, mit den Brustbildern der bayerischen Fürsten geschmückte Schaumünzen, dann eine silberne und eine vergoldete (kupferne) Platte in den Grund gelegt. Die silberne Platte hatte folgende Inschrift: IHS. Guilielmus V. D. G. Comes Palat. Rho. Utriusq. Bavariae Dux et Renata Lothar. ejus conjunx hoc Societatis Jesu templum et Collegium pro sua in Catholicam Religionem et Ordinem illum pietate a fundamentis extrux. ac dotar. Anno Sal. hum. 1585.¹⁷⁾ — Auf der Kupferplatte standen die Namen der damals im (Münchener) Collegium befindlichen Jesuiten.

(Fortsetzung folgt.)

Zur jüngst erschienenen Schrift Rector Dr. Schells.

(Schluß.)

Mit der ungerechtfertigten „Schen vor dem Weltlichen“ bringt ferner Rector Schell es in Zusammenhang, daß „die Candidaten der Theologie so viel als möglich in weltabgeschiedenen Seminar-Lehranstalten von den weltlichen Facultäten getrennt und von den Universitäten fast ausnahmslos ferngehalten werden“. Da haben freilich unsere Seminaristen gelächelt, über die „weltabgeschiedenen“ Seminaristen. Was ist denn Wahres an dieser Darstellung Schells? In Bayern z. B. sind zwei Seminaristen am Orte einer Universität, das der Diocese Würzburg in dieser Stadt, und das herzoglich bayerische Georgianum, das insbesondere von Candidaten aus den Diocesen München und Augsburg besucht wird, in München. Die übrigen Seminaristen sind in den „weltabgeschiedenen“ Städten Regensburg, Bamberg, Dillingen, Passau, Eichstätt, Freising, und ihre Inwohner besuchen die ebenso „weltabgeschiedenen“ theologisch-philosophischen Hochschulen jener Städte. Es ist nun klar, daß man die Candidaten

helm V., von Gottes Gnaden Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Ober- und Niederbayern, diesen ersten und Grundstein, wobei der hochwürdigste Herr Felicianus, des Apostolischen Stuhles Nuntius, die hl. Ceremonien vollführte, um in seiner Hauptstadt München der Gesellschaft Jesu zu Ehren des hl. Michael und aller Heiligen aus Religion für sich und seine Nachfolger ein ewiges Denkmal zu errichten.“

¹⁶⁾ Bischof Ernst zu Freising, geb. 17. Dez. 1554 als jüngster Sohn des Herzogs Albert V., wurde in Folge Resignation des Bischofs Moritz (von Sandizell) schon im Jahre 1567 postulirter Bischof zu Freising, 1573 solcher zu Hildesheim, 1591 auch zu Bittich und 1583 Erzbischof und Kurfürst zu Köln und starb 17. Febr. 1612 auf der Rückreise von Nürnberg nach Köln, wo er im Dome beim Altare der hl. drei Könige begraben ist.

¹⁷⁾ IHS. Wilhelm V. v. G. G. Pfalzgraf etc. etc. und Renata von Lothringen, seine Gemahlin, haben Kirche und Collegium der Gesellschaft Jesu aus Liebe zur Religion und jenem Orden von Grund aus erbaut und begabt im Jahre des Heiles 1585.

von den Universitäten nicht fernhält um der Universitäten willen, sondern um der Seminarien willen; nicht um sie der Universität zu entziehen, sondern um ihnen im Seminar die geistliche Heranbildung zum priesterlichen Leben zu geben; wäre es möglich, so viele Seminarien in den zwei Universitätsstädten zu unterhalten als die 8 Diöcesen Bayerns bedürfen, so hätte man kein Bedürfnis nach Lyzeen. Schell erhebt hier sehr unbegründete Vorwürfe gegen die deutschen Bischöfe und Ordinariate. Wenn dieselben ihre Theologen „fast ausnahmslos von den Universitäten fernhalten“, woher kommt es dann, daß z. B. das Georgianum in München immer gefüllt ist? Treten die Candidaten dort mit oder ohne Erlaubniß ihres Bischofs ein? Woher kommt es dann, daß an den theologischen Fakultäten in München und Würzburg z. B. außer den Seminaristen noch je 40—60 Studenten sind? Und glaubt nicht Herr Rector Schell selbst, daß das Georgianum, wenn es statt 90 etwa 180 Theologen beherbergen könnte, dennoch immer vollbesetzt wäre? Schreiber dieses weiß Candidaten, welche ihre Theologie am Lyzeum vollenden wollten und von Vorgesetzten an die Universität gesandt wurden. Uebrigens weiß man nicht, was Dr. Schell eigentlich an den Seminarien tadeln will: daß sie sind, oder daß sie nicht in den Universitätsstädten sind? Tadeln er die Trennung der Theologen vom Studenten- und weltlichen Verkehr durch die Aufnahme in Seminarien überhaupt, oder tadeln er die Trennung der Seminarien selbst von den Universitäten? Uns scheint, er tadeln Beides. Aber, dies vorausgesetzt, ist zu fragen: hält Professor Schell die Zurückgezogenheit der Theologen für nothwendig zur geistlichen Heranbildung? Hat das Tridentinum nicht gerade deshalb die Seminarien vorgeschrieben? Und hält die Kirche jetzt die Seminarien nicht aus den nämlichen Motiven fest, aus denen das Concil sie vorgeschrieben hat? Wir dürfen ja von der Vorschrift des Concils gar nicht abgehen, so lange nicht die allgemeine Kirche diese Vorschrift aufhebt! Und nicht etwa, weil wir fürchten, die Candidaten könnten am Glauben Schiffbruch leiden, entziehen wir sie der „Welt“, sondern weil wir überzeugt sind, daß sie sich in der „Welt“ jene sittliche und priesterliche Bildung nicht aneignen können, die ihr Beruf erfordert. Wir wissen sehr wohl, daß freie Gedanken und Anwandlungen an den Mauern des Seminars nicht zurückprallen. Wenn sich Schell auf Hettingers Schrift über „Deutsche Universitäten und französische Seminarien“ beruft, so muß er doch bedenken, welcher wesentlicher Unterschied zwischen deutschen und französischen Seminarien besteht. Ich erlaube mir, denselben durch einen kurzen Zug anzudeuten. Als uns im Seminar zu München eine Beschreibung des Lebens in einem französischen Seminar vorgelesen ward (in der Biographie von Albert Hetsch), war der Eindruck auf uns größtentheils der, daß wir sagten: „Dort hätten wir's alle nicht ausgehalten.“

Wenn aber Rector Schell nicht die Seminarien an sich, sondern die Thatsache bedauert, daß deren Mehrzahl nicht an Universitätsorten ist, so überreißt er einerseits die Bedeutung des Verkehrs der Theologen mit den Studenten der anderen Fakultäten; andererseits aber verdächtigt er die Lyzeen bezw. Seminarlehrkräfte einer wissenschaftlichen Superiorität, die er nicht begründet. Seine Worte von der „Mediocris seminariischer Systematik“ sind schon, wie viele andere Aeußerungen Schells, von Prof. Dr. Haas in der Beilage zur „Augsb.

Postztg.“ richtig beleuchtet worden. Wir fügen nur hinzu: Entweder beweise Herr Rector Schell diese „Mediocris“ der Seminarien, oder er nehme die Beleidigung, die er in die Welt geschleudert, zurück! Die Vertreter der Seminarien haben das Recht zu dieser Forderung.

5. Wir kommen auf die heiklen Anklagen Schells gegen den „Ring“ der streng-kirchlichen Theologen, bezw. Schriftsteller und Gelehrten überhaupt. Man muß vielleicht Herrn Rector zugestehen, daß es manchen von uns ergeht, wie den Pharisäern, welche, um ja das Gesetz sicher zu halten, einen Zaun um das Gesetz machten; daß sie in ähnlicher Weise, um ja nicht in irrthümliche Lehren und unkirchliche Gesinnungen zu gerathen, hyperkirchlich, um so zu sagen, in Lehre und Denkweise werden, darum mißtrauisch sind gegen Alles, was ihnen dem Außerkirchlichen näher zu stehen scheint, daher geneigt, manches als häretisch oder unkirchlich oder bedenklich hinzustellen, was dies in der That nicht ist. Wir gestehen auch, daß sich manchmal katholische Schriftsteller, minder im Stande, ihre Thesen sachlich innerlich zu begründen, allzuviel und für oft zweifelhafte Dinge auf die kirchliche Auctorität berufen, ja zuweilen in der Hitze des Streites sich zu Verdächtigung des Glaubens und der Gesinnung des katholischen Gegners hinreißen lassen. Wir gestehen auch, daß die katholischen Schriftsteller, fortwährend bedrängt durch die Schmähungen und Verleumdungen der Gegner gegen alles Katholische, zuweilen in der Vertheidigung und im Lobe desselben des Guten zu viel thun; daß sie in der Absicht, Gesinnungsgenossen zu ermuntern und zu empfehlen, manchmal zu viel loben und zu wenig kritisiren; wird man doch des ewigen Kampfes herzlich müde, den man mit den Nichtkatholiken zu führen hat, mit Lüge, Entstellung und Haß, so daß man sich gerne der Polemik und Kritik gegen Leute aus den eigenen Reihen entschlägt. Wir schließen uns vollständig der Warnung Schells vor derartigen Fehlern an; wenige Fehler erscheinen uns so gefällig und schlimm in ihren Folgen, als Engherzigkeit und Mißtrauen und Verdächtigung gegen Glaubens-, Gesinnungs- und Standesgenossen; übertriebenes Lob aber und Mangel an Kritik unter uns ist ein Schaden für die katholische Wissenschaft. Aber welche Thatsachen berechtigen Herrn Schell, von einem „Ring“ der kirchlichen Theologen zu sprechen? Ist etwa ihm dergleichen widerfahren? Ist seine Dogmatik, wenn auch scharf, nicht dennoch überall maßvoll und rein sachlich recensirt worden? Es ist notorisch, daß die katholische Gelehrtenwelt überhaupt, wie speciell die katholische Theologie und Philosophie, eine Vielheit von Nuancen in Lehre und Richtung umfaßt. So muß es selbstverständlich sein. Die Nuancen betreffen theils die theoretische, theils die praktische Seite der Lebens- und Weltanschauung. Hier erhebt nun Schell den Vorwurf der Einseitigkeit gegen eine Gruppe, eine Richtung von Theologen, welche völlig an der altüberlieferten Theologie und Philosophie festhalten, von den modernen Gelehrten aber nur soviel annehmen wollen, als ehrenhalber unvermeidlich ist. Er meint im Besonderen, wie es scheint, jene Aristoteliker bezw. Thomisten, welche sich gegen moderne Richtungen ablehnend verhalten. Wir wollen davon absehen, daß Herr Rector Schell die Behandlung, welche Thomas von Aquin der Theologie angedeihen ließ, ganz irreführend eine „formal-juristische“ nennt, daß er die Aristotelik 12 Jahrhunderte lang um ihre Anerkennung in den katholischen Schulen kämpfen läßt, was historisch völlig unwichtig ist. Aber darin ist ihm beizu-

stimmen, daß die katholische Wissenschaft auch die moderne Philosophie nicht rundweg ablehnen darf. Dies wäre gegen ihre Natur als Sucherin der Wahrheit, gegen ihre Aufgabe als Lehrerin der Klugheit, und gegen ihre Eigenschaft als katholische Wissenschaft; es wäre auch gewiß gar nicht thomistisch. Der wahre Weise nimmt das Wahre, wo er es findet, der Kluge verschmäht auch das Kleine in der Wahrheit nicht, der Katholik kommt Anderen mit Liebe, nicht mit Stolz entgegen; Thomas von Aquin hat es nicht verschmäht, von Griechen, Arabern und Juden zu lernen. Der Heilige Vater Leo XIII. hat uns, hat den Katholiken, welche Theologie und Philosophie lernen oder lehren, befohlen, den hl. Thomas von Aquin vor Allem zum Lehrmeister und Vorbild zu wählen. Aber er hat uns, was selbstverständlich ist, weder das Studium anderer großer Meister der Wissenschaft vor und nach Thomas, noch den Gebrauch dessen verboten, was in der modernen Philosophie Wahres und Nützliches zu finden ist. Und solches ist darin zu finden, wenn anders es wahr ist, daß kein Mensch in allen Dingen irrt, daß jede Hauptrichtung des Denkens und Forschens uns die Dinge von einer anderen, neuen Seite ansehen und erkennen läßt. Man muß auch hier die rechte Mitte wahren zwischen Verachtung des Alten und Ablehnung des Neuen, zwischen principiellen Traditionalismus und eitler Neuerungsfucht. Aber gewiß ist jene Strömung des exklusiven Festhaltens am Alten in Deutschland weder so stark noch so verbreitet, wie Schells Darstellung meinen lassen könnte.

6. Sehr weit über das Maß gehen die Worte Dr. Schells, so oft er auf die „geistige Hegemonie des Ordensklerus gegenüber dem Weltklerus“ und die daraus dem letzteren drohende Gefahr „der geistigen Unfähigkeit, Unselbstständigkeit und Knechtung“ zu sprechen kommt. Die meisten katholischen Leser haben solches sicherlich mit der größten Verwunderung gelesen, an die Stirne gefühlt und sich gefragt: Wo habe ich vergleichen je beobachtet? Schell beruft sich auf Manning; warum nicht auf eigene Erfahrung, auf die allgemeine Erfahrung? Es ist möglich, daß der katholische Weltklerus Englands zu Mannings Zeit einigermaßen zur Selbstthätigkeit erwachen mußte, weil er in anderen Verhältnissen war; aber es ist auch möglich, daß Manning sich getäuscht hat. Aber man beobachte doch die Dinge, wie sie für den deutschen Klerus liegen. Wie weit gibt sich denn dieser der geistigen Leitung der Orden, des Capuciner-, Franziskaner-, Benediktiner-, Jesuiten-Ordens hin? Findet Schell das, was er so nennt, in dem Aufsuchen der geistlichen Exercitien bei Ordensmännern? in der Berufung von Ordensvätern für die Exercitien in Priesterseminarien? zur Abhaltung von Volksmissionen? in dem Gebrauch von wissenschaftlichen Werken, die von Ordensmännern verfaßt sind? Soll darin die geistige Hegemonie bestehen? Da scheint doch Schell Gespenster gesehen zu haben.

In Mannings Ausführungen, denen sich Schell anschließt, liegt der Fehler einer principiellen Gegenüberstellung von Welt- und Ordensklerus. Der Fehler liegt darin, daß Manning das Mißverständnis einfließen läßt, als komme das Priesterthum dem Weltklerus insbesondere zu. In der That nehmen beide Stände in gleicher Weise am Priesterthume theil. Wenn man Weltpriester und Ordensmann verglichen und erlernen der Würde nach dem letzteren, den letzteren in Bezug auf den Lebensstand dem ersteren vorgefetzt hat, so kann man bestreiten,

daß die Vergleichung glücklich gewesen; auf keinen Fall hat der Weltklerus es verschuldet, daß Gury sagt: Status sacerdotalis, licet dignitate praestantissimus sit, ratione tamen perfectionis vita religionis longe cedit. Gury fehlt dadurch, daß er vitae religionis und sacerdotium in gleicher Weise als status nebeneinanderstellt. Dies ist unrichtig. Man kann dem status religionis nur den status saecularis, und andererseits den Priester dem Nichtpriester vergleichend gegenüberstellen; ersteres ist ein Vergleich der religiösen Lebensart, letzteres ein Vergleich der Wirksamkeit im Reiche Christi. Wenn dann nicht erst Gury, sondern schon Theologen des Mittelalters lehrten, daß zwischen status religionis und saecularis ein Unterschied in der Vollkommenheit der Lebensart bestehe, der selbst dadurch nicht aufgehoben wird, daß ein vir saecularis zugleich das Priesterthum besitzt, so sind das grundsätzliche Ansichten, welche von dem faktischen Verhalten des Weltklerus ganz unabhängig sind. Wenn aber Manning-Schell die Theilnahme am Priesterthume so darstellen, als habe der Ordensklerus das Priesterthum des Geistes und der persönlichen Vollkommenheit an sich gerissen, dagegen der Weltklerus sich mit dem Priesterthum der Sacramente und der amtlichen Regierung zufrieden erklärt, so ist das eine maßlose Uebertreibung der Thatsache, daß der Ordensmann infolge seiner völligen Entfugung, seiner Regel und Asece in der Regel persönlich vollkommener leben und darum in der Christenheit besonderes Ansehen genießen, dem Weltpriester aber als Vorbild dienen wird. Das wünscht Niemand von uns zu ändern, es sei denn dadurch, daß wir Weltpriester auch ohne völlige Entfugung, ohne Regel und Gelübde uns eines möglichst vollkommenen Lebens bestreben.

Unter den Orden bezeichnen Manning-Schell besonders den der Jesuiten als eine Gefahr für die geistige Höhe des Weltklerus! Und wodurch soll er dies sein? Schell spricht von exklusiver Intoleranz der Ordensmitglieder, mit der sie alles verdächtigen, was nicht mit der jesuitischen Theologie übereinstimmt! Was soll man hierauf sagen? Daß bei den Jesuiten viel weniger als bei anderen Orden von einer Ordenstheologie die Rede sein kann, daß gerade dieser Orden der individuellen Pflege der Wissenschaft den weitesten Spielraum läßt, daß gerade in ihm die profanen Wissenschaften sehr umfangreiche Pflege finden; daß Jeder, der sich über den Vorwurf Schells bezüglich der deutschen Jesuiten vergewissern will, die Abhandlungen und Recensionen ihrer beiden Zeitschriften „Stimmen von Maria-Laach“ und „Junsbruder theologische Zeitschrift“ von Jahrgang zu Jahrgang prüfen möge; daß wir nie bemerkten, es seien Werke von Jesuiten ihrerseits in der Welt marktfeverisch oder annahmlich vertrieben, Werke anderen Ursprungs herabgesetzt worden.

7. Im Anschluß an Manning zählt Schell etw. Reihe von Erfordernissen für erfolgreiches Wirken der Kirche, für den Fortschritt des Katholicismus in der modernen Gesellschaft auf, dadurch vor Fehlern warnend, welche dies bereiten würden. Sie betreffen namentlich die Pastoral. Kostbare Mahnungen, nützliche Winke, was gethan, was vermieden werden soll, aber immer verbunden mit einer Darstellung, als ob in jenen Beziehungen das Fehlerhafte und Schädliche durchaus herrschend oder doch weit verbreitet wäre. Wir protestiren gegen die Mißverständnisse, welche durch die unglückliche Darstellungsweise herbeigeführt werden müssen

und im Geiste der nicht fachkundigen Leser ein ganz unrichtiges Bild der gegenwärtigen pastorellen Wirksamkeit der katholischen Kirche entstehen lassen; aber wir nehmen freudig die Lehren und Mahnungen an, welche darin enthalten sind. Gerade diese aber hätten gewiß nicht in eine solche Broschüre, sondern besser in eine theologische Zeitschrift gebracht werden dürfen.

Unser Klerus muß „wissenschaftlich und bürgerlich vorgebildet“ sein. Wissenschaftlich nicht durch „schülerhafte“ Aneignung des Inhalts der Theologie und der allgemeinen Fächer, sondern durch möglichst eindringendes Verständnis und Beherrschung des Wissensstoffes. Das Wissen des Priesters im Allgemeinen braucht nicht ein gelehrtes zu sein, aber es muß solid, gründlich, umfassend und lebenskräftig sein. „Bürgerlich vorgebildet“ muß der Klerus sein, d. h. fähig, alle Erscheinungen des öffentlichen Lebens, soweit sie in das Bereich seines Wirkens fallen, richtig zu verstehen, zu beurtheilen und zu behandeln.

Unsere Predigt darf nicht leicht sein, sondern erfüllt von der Größe, Tiefe und Kraft der geoffenbarten göttlichen Wahrheiten, und auch von dem Ernst der rein menschlichen Wahrheiten.

Unser Klerus muß beständig frische geistige Nahrung schöpfen aus der Heiligen Schrift, dem ersten Lebensquell des übernatürlichen Glaubens und Lichtes.

Das Wirken des Priesters darf nicht in jene Fehler verfallen, welche Manning mit den Worten „Sacramentalismus“ und „Officialismus“ bezeichnen will. Sie stammen aus einer gewissen Bequemlichkeit und Selbstberuhigung, und bestehen darin, daß der Priester sich rein auf die Kraft der Gnadenschätze, die er auspendet, verläßt und nur die Würde seines Amtes den Gläubigen gegenüber geltend macht, während er „das Priestertum jener Gedanken, jenes Geistes, jener Gesinnungen, die aus der Offenbarung Gottes stammen“, kurz, die Wirksamkeit der persönlichen Heiligkeit und Erleuchtung vernachlässigt.

Zu allen hier angedeuteten Fehlern liegen Anlässe und Gefahren vor. Der in den 70er Jahren eingetretene Kulturkampf hat den großen Priestermangel gebracht. Und dieser hatte seinerseits viele schädliche Folgen oder Gefahren.

Er hat, wie die Seelsorgspriester, so auch die katholischen Lehrkräfte vermindert. Darunter konnte leicht der Unterricht und die Heranbildung des Klerus leiden. Was ist in dieser Beziehung zu thun? Das, was vielfach schon geschieht: man muß jene jüngeren Priester, welche für ein theologisches Fach geeignet erscheinen, systematisch heranziehen, man darf nicht warten, daß solche kommen und sich melden, sondern muß a priori dafür sorgen, daß sie kommen.

Indem der Priestermangel uns zwang, nach Ersatz zu suchen, ist die Gefahr entstanden, daß man allzu geneigtem in den Anforderungen an Jene werde, welche sich zu diesem Berufe melden. Es ist wahr, daß einer, der das Gymnasium mit Note III absolviert hat, wie ein guter Beamter und Officier, so auch ein guter Geistlicher werden kann. Aber Mittelmäßigkeit und Schwäche der Begabung kann nur dann kein Hinderniß für die Zulassung zum theologischen Studium sein, wenn neben ihr große Frömmigkeit und ein entschiedener Beruf vorhanden sind. Moralische Fehler müssen natürlich a priori von den Seminaristen ausschließen. Auch sind die Seminaristen (der Kleriker) nicht Warteanstalten für solche,

die sich noch nicht im Berufe entschieden haben, es sei denn in Ausnahmefällen. Dies ist auch für alle jene zu bedenken, welche junge Leute zum Studium führen oder vorbereiten. Kurz, wir müssen in jeder Beziehung das Beste suchen und immer uns selbst und Andere zum Besseren drängen.

Der Priestermangel hat es auch zum guten Theil verschuldet, daß sich vielfach die anderen Fehler einstellten. Schon das theologische Studium ist für Viele eine Art geistiger Jagd und Hege. Wie kann z. B. von einer Vertiefung in Schrift und Dogma, einer solchen, sagen wir, die tief und inhaltsvoll genug ist, um für die Zukunft zu wirken, die Rede sein, wenn man nach einem Schluß Philosophie in zwei Jahren die ganze theoretische Theologie vollenden muß! Und auf die Hege des theologischen Studiums folgt dann die Seelsorge, die den jungen Priester so viel in Anspruch nimmt (wir reden a parte potiori), daß ihm für Fortsetzung der Studien und Vertiefung in Schrift und Betrachtung nicht jene ausgiebige Zeit übrig bleibt, die wünschenswerth wäre.

So bleibt auch dem Seelsorger nicht immer jene Zeit, jene Ruhe, welche zur inneren, religiösen Bervollkommnung wünschenswerth ist, er geht mehr auf in Wirken nach außen. Da entsteht leicht jener Fehler, auf den Manning an 5. und 6. Stelle aufmerksam macht.

8. Andere Winke Manning-Schells sind veranlaßt durch die Aufgabe, die der deutsche Katholicismus gegenüber den protestantischen Landesleuten hat. Da ist es vor Allem der „Communionsismus“, den uns Manning empfiehlt. Wir sollen den Protestanten gegenüber das gemeinsame Christenthum betonen, sollen all' unsere Polemik auf Schrift und Vernunft stützen, da diese Principien uns und den Protestanten gemeinsam sind. Wir sollen das Gute, das auf ihrer Seite gethan wird, anerkennen, es nicht heruntersetzen, sollen nicht wähnen, daß die Gnade Gottes nur bei uns wirksam sei, daß dort kein göttlicher Glaube, keine göttliche Liebe, keine übernatürlichen Werke seien. Gut, dies Alles kann für das Zusammenleben der Andersgläubigen und für die Rückkehr der Irrenden nur förderlich sein. Und „Communionsismus“ in diesem Sinne ist nicht identisch mit Schwäche, nur könnte er in einer Form betrieben werden, welche den Eindruck der Schwäche machen würde.

Aber gerade wer den „Communionsismus“ übt, ist es der Reinheit der Lehre schuldig, dasjenige, was die Protestanten vom wahren Christenthum und der wahren Kirche Christi theils principieell verleugnen, theils stillschweigend verloren haben, klar und fest hinzustellen und keinen Schritt davon zu weichen. In der Vollziehung dieser Pflicht warnt nun Manning-Schell mit Recht vor Uebertreibung. In der Controverse kann es uns be- gegnen, daß wir die Unterscheidungslehren innerlich über- treiben, oder ihre Wichtigkeit im Organismus der Religion hinaufschrauben, oder sie äußerlich allzubiel her- vorkehren, statt sie klug zu insinuieren. Dies alles müssen wir in Buch und Predigt vermeiden. Und wenn Manning sagt, „weil in der germanischen Welt (sollte heißen: in der protestantischen) zwar Jesus Christus mit Bereitwilligkeit und Liebe aufgenommen werde, nicht aber Kirche und Papstthum, weil dort die hl. Schrift verehrt werde, die Hierarchie aber kein Vertrauen ge- nieße, darum solle man besonders zu zeigen suchen, daß gerade in der katholischen Kirche Christus und die heilige Schrift wie alles Göttliche viel inniger und stärker zur

Geltung kommen" — so ist wohl dieser Fingerzeig zu begreifen. Aber wir fügen hinzu, daß der ehrliche Protestant wohl auch durch die Macht des vollkommenen Traditionsbeweises gewonnen wird.

Manning warnt endlich auch vor der starken Hervorhebung des Unterscheidenden in der religiösen Praxis. Er bringt hier Fragen und Gedanken, die eine kompetentere und eingehendere Besprechung erfordern, als hier unternommen werden kann. Die Thatsachenfrage, ob irgendwo in der genannten Richtung zu viel geschehe, und die principielle Frage, welches hierin das richtige Maß sei, müssen in theologische Fachzeitschriften verwiesen werden.

Man könnte die Mahnungen Manning-Schells in die Worte zusammenfassen: Wahrheit, Gerechtigkeit, Mäßigung, Klugheit, Liebe, diese müssen all unser Wirken beherrschen und durchdringen: unsere Seelsorge, unser Lehren, unsere Literatur, unsere Publicistik (Presse). Ja, der Geist der göttlichen Wahrheit ist es, in dem wir jeden Irrthum überwinden können unter uns und außer uns, und in dessen Licht unser Wirken eine Denke für die Welt sein muß; und der Geist der göttlichen Liebe ist es, der alles besiegt, der keine Hindernisse kennt und in dessen Feuer durch uns die Welt entzündet werden kann. Wahrheit und Liebe besiegen alles Falsche, alles Schädliche, alles Kleinliche, sie führen die Kirche, die Menschheit, jeden Einzelnen zum rechten Ziele.

Durch sie ist auch der Katholicismus das wahre Princip des Fortschritts im Menschengeschlecht. Er birgt in der hinterlegten göttlichen Wahrheit den Wegweiser für jeden wahren Fortschritt, für jede Bervollkommnung des menschlichen Geistes und Lebens. Er besitzt in der göttlichen Gnade, deren Brennpunkt die göttliche Liebe ist, auch die unerschöpfliche Kraft, welche jeden Fortschritt im Guten zu bewirken vermag. An uns ist es nur, diese unschätzbaren Güter zu entfalten und zu gebrauchen, uns völlig dem Geiste der Wahrheit und der Liebe zur Verfügung zu stellen.

Wir haben hier vielfach und entschieden mit dem Verfasser einer Schrift polemisiert, die gerade dieses Thema zu behandeln versprach. Doch wir hoffen, der ganze Tenor unserer Worte werde gezeigt haben, daß wir seine edle Absicht und im Grunde berechtigte Tendenz nicht verkannt und noch weniger verdächtigt wissen wollen. Aber gerade weil wir alle für die gute Sache kämpfen, hielten wir es für nothwendig, das Unrichtige in Schells Schrift zurückzuweisen, damit ihr wahrer und guter Inhalt und ihre aufrichtige Absicht der guten Sache dienlich und wirksam werden kann.

Dr. Otto Sickenberger,
Docent im erzbisch. Klerikalseminar in Freising.

Gans Holbein der Jüngere.

Ein Gedenkblatt zu dessen 400jährigem
Geburtstagsjubiläum
von A. Gottmann.

(Schluß.)

Auch zu den tendenziösen Reformationsbildern, die sich von ihm vorfinden, mag er in dieser Zeit, in welcher in Basel die Reformation Oberhand gewann, sich haben

verleiten lassen.⁴⁾ Aber trotzdem war für ihn kein Platz des Schaffens mehr hier; ward doch der Bildersturm so radical betrieben, daß Erasmus schreibt: „Nichts blieb an Bildwerken übrig, weder in den Kirchen, noch in den Kreuzgängen, an den Portalen oder in den Klöstern. Was an gemalten Bildern da war, wurde mit Eimche überschmiert, was brennbar war, auf den Scheiterhaufen geworfen, was nicht, in Stücke geschlagen,“ und wurde doch bezüglich der Bilder der Erlaß ausgegeben: „Wir haben in unsern Kirchen zu Stadt und Land keine, weil sie vormals viele Anreizung zur Abgötterei gegeben, darum sie auch Gott so hoch verboten und alle die verflucht hat, so Bilder machen. Deshalben wir künftighin mit Gottes Hilfe keine Bilder aufrichten lassen. . .“ Unter solchen Umständen, und da auch die Frau und die Kinder keine sonderliche Anziehungskraft zu haben schienen, hielt es der Maler für das Ersprießlichste, im Jahre 1531 wieder nach England zurückzukehren und hier die ganze übrige Zeit seines Lebens zuzubringen; nur einmal noch, 1538, muß er nochmal einen kurzen Besuch in Basel gemacht haben.

Leider hatte Thomas Morus seit seinem Rücktritt allen Einfluß am Hofe verloren, und Holbein sah sich deshalb zunächst auf seine Landsleute in London, die Hausleuten des Stahlhofes, angewiesen, malte für dieselben prächtige Bildnisse und für den Saal der Goldhalle dieses Hofes auch zwei große Temperagemälde, den „Triumph der Armut“ und „Triumph des Reichthums“ darstellend, „nach Urtheilen von Augenzengen und den erhaltenen Zeichnungen eines Fragmentes ein Werk voll Geist, Leben und Kraft, würdig selbst eines Raphaelischen Pinsels“.

Solche Werke mußten ihm auch den Weg an den Hof bahnen, und von 1538 an finden wir ihn auch als königlichen Hofmaler mit fixem Jahreseinkommen angestellt, ein Grund mehr für ihn, von Basel nichts mehr wissen zu wollen, obwohl der dortige Rath das Anerbieten machte, inskünftig werde er besser für ihn sorgen. Mit der Stadt Basel hat der Künstler Weib und Kinder ebenfalls im Stiche gelassen. W. A. Becker sucht das zwar folgendermaßen zu entschuldigen: „Wenn man das Bild derselben, welches er von Frau und Kindern malte (die reizlose und verdrießliche Frau mit gerötheten Augen, das unschöne Mädchen und den verkümmerten Knaben), betrachtet, so läßt es sich denken, daß es ihm unthunlich schien, diese Frau in die Strik einzuführen, in denen er sich in London bewegte, abgesehen davon, daß er es gern vermeiden mochte, die neue Lebenssphäre, in welcher er sich bewegte, von ehelichen Gewittern trüben zu lassen;“ aber immerhin wirkt dieses Verfahren einen stark dunklen

⁴⁾ Daß Holbein sich dem Protestantismus um diese Zeit förmlich angeschlossen, ist nicht anzunehmen, da sonst ein Mann wie der bekennntreue, katholische Bürgermeister Meyer nicht das herrliche Madonnenbild, das sicherlich ein Ausdruck fest katholischer Gesinnung sein sollte, bei demselben bestellt, Holbein selbst aber auch nicht das Bild mit solcher Liebe und Hingebung ausgeführt haben würde. Auch würde in diesem Falle Erasmus es wohl nicht gewagt haben, den Künstler bei dem edlen, frommen Thomas Morus in England einzuführen. Dagegen liegt die Annahme sehr nahe, daß Holbein bei seinem zweiten Aufenthalte in England voll und ganz dem englischen Protestantismus sich angeschlossen, denn sonst würde er es nicht dahin gebracht haben, von Heinrich VIII., welcher damals die Verfolgung der Katholiken mit Hochdruck betrieb, als f. Hofmaler mit fixem Jahreseinkommen angestellt zu werden. Auch sein doppelter Hausstand weist auf diese Annahme hin.

Schatten auf das Leben des Künstlers, und das um so mehr, als in seinem Testament von der angetrauten Gattin und seinen Kindern mit keiner Silbe Erwähnung geschieht, während darin von zwei andern Kindern die Rede ist, welche nur außerordentlich in England erzeugt sein können. Es scheint, Holbein war fern vom heimathlichen Boden ein gelehriger Schüler seines königlichen Brodherrn, des Bisflings Heinrich VIII., geworden. Ferner müssen wir dem Testamente entnehmen, daß er ein sehr schlechter Haushalter gewesen sein muß, da er trotz seiner guten Stellung nur Schulden hinterließ, so daß er selbst leistungsvoll verfügte, man solle sein Pferd und andere geringe Habseligkeiten verkaufen, um Defizits damit zu bereinigen.

Was seine Malerei im Dienste des englischen Tyrannen betrifft, so befaßte sich dieselbe nicht mehr mit größeren historischen und erhabenen religiösen Arbeiten, sondern blieb fast ausschließlich auf das Porträtfach, auf Bildnisse des Königs, dessen Höflinge und dessen Kewelwerber, beschränkt. Eine große Anzahl dieser oft ausgezeichneten Porträts findet sich zerstreut an den verschiedensten Orten, theils in Privatbesitz, theils in öffentlichen Galerien; die meisten in England und Deutschland. Daneben beschäftigte er sich mit Holzschnittzeichnungen für Bücher (Bibelillustrationen u. dgl.) und mit allerlei Vorlagen für die Klein Kunst: Tafelaufsätze, Uhren, Becher, Schmuckgegenstände, Dolchscheiden u. A., welche der mit sprudelndem Humor ausgestatteten, uner schöpflischen Erfindungsgabe des schwäbischen Meisters ein reiches Arbeitsfeld boten. Doch war es ihm nicht sehr lange gegönnt, sich als berühmter und gesuchter Künstler im Glanze des königlichen Hofes zu sonnen. Sein noch nicht sehr lange aufgefundenes Testament ist datirt vom 7. Oktober 1543, und weil demselben von der Hand eines Testamentsexecutors eine Legalkation vom 29. November beigelegt ist, in welcher von den Habseligkeiten des neulich verstorbenen („nuper defuncti“) Hans Holbein gesprochen wird, so muß der Maler zwischen diesen Daten aus dem Leben geschieden sein, und zwar vermuthlich an der Pest; denn eine englische Chronik berichtet zum Jahre 1543: „And a great death of pestilence was in London . . .“ (und ein großes Pestilenz-Sterben herrschte in London).

Wir können diese Skizze passend abschließen mit den zusammenfassenden, im Ganzen genommen treffenden Worten Sigharts:

„Hans Holbein war eine kräftige, frische, lebensfrohe Schwabennatur, wie schon sein Bild zeigt. . . Er lebte mit den gebildetsten und gelehrtesten Männern der Zeit in freundschaftlichem Verkehr, wie Erasmus, Amorbach, Frobenius und Thomas Morus, muß also auf höherer Stufe der Geistesbildung gestanden haben. Schon dadurch unterscheidet er sich wesentlich von den beschränkteren Handwerksmeistern der früheren Zeit. Auch ist seine Universalität in der Kunstübung zu bewundern. Er malt in Oel, Fresko und in Leinwand, macht Miniaturen, Kupferstiche und Holzschnitte, er schafft Heiligengestalten und Scenen der Bibel, Genrebilder, humoristisch-satirische Bilder, Thatsachen der römischen und griechischen Geschichte, allegorisch-symbolische Gemälde und endlich Porträts mit gleicher Virtuosität. Er war es, der deutsche Ernst und deutsche Wahrheit mit italienischer Formenschönheit zu verbinden gewußt hat, er huldigte

den Grazien der Renaissance und blieb doch frei und deutsch, während die Nachfolger bald zu Sklaven der Fremde herabsanken.“

Recensionen und Notizen.

-e- Die St. Michaels-Kostkirche, nächst der Frauenkirche Münchens monumentales altes Bauwerk und von Eibte als „die gewaltigste kirchliche Schöpfung der deutschen Renaissance“ gepriesen, hat zur Feier ihres in den Tagen vom 27.—29. Juni stattfindenden dreihundertjährigen Jubiläums aus der Hand des lgl. Hofprieesters und Subdiacons Adalbert Schulz ein würdiges Angebinde erhalten, eine 133 S. starke und vom Verlage J. J. Lentner (E. Stahl jun.) gebiegen und geschmackvoll ausgestattete, illustrierte Festschrift. Seine lgl. Hoheit der Prinzregent gerubte die Widmung des Buches anzunehmen, welches die Geschichte und Beschreibung des durch frommen und kunstsbegeisterten Sinn eines edelen Wittelsbacher-Fürsten gestifteten Gotteshauses weiteren Kreisen zugänglich machen will. In Ergänzung zu Gmelins 1890 als 16. Band der Bayerischen Bibliothek erschienener Monographie legt Schulz den Nachdruck auf die Darstellung des kirchlichen Lebens. Bezüglich der Baugeschichte sucht er mit annehmbaren Gründen in Friedrich Sußris den Baumeister der Kirche, nicht in Wendel Dietrich, dem Augsburger Kunstschreiner, hauptsächlich wegen des unverkennbaren Einflusses italienischer Renaissance. Ausführlich verweist Schulz bei der Beschreibung des verlorenen Kirchenschlages bei dem Abschnitte über die Kirchenmusik, welche ja heute in St. Michael eine hervorragende Pflanzstätte gefunden hat. Die Geschichte der Kirche ist chronikalisch erzählt und sehr detaillirt von 1533 bis 1897. Ueber die Disposition der ganzen Schrift Baugeschichte und Beschreibung der Kirche; das kirchliche Leben bezw. Gottesdienstordnung, Bruderschaften und Kirchenmusik; Chronik der Kirche; Anhang: die Sarginschriften der Fürstengruft; Quellennachweise kann man wohl anderer Meinung sein als der Verfasser; speciell wird man es nicht annehmen empfinden, daß die Quellennachweise oder Anmerkungen; sämmtlich erst am Schluß des Buches aufgereiht sind, so daß man bei der Lektüre des Textes immer hin- und herblättern muß, und ebenso hätten naturgemäßer die Sarginschriften in dem vorhandenen Abschnitt „Die Fürstengruft“ untergebracht werden sollen. Allein das sind nur äußerliche Bemängelungen, die Solidität der populär-wissenschaftlichen, auf urkundlichem und handschriftlichem Quellenboden vielerorts beruhenden Schrift wird dadurch nicht geschwächt, und alle Verehrer des herrlichen Tempels, welchen einst die Dichter als achtcs Weltwunder priesen, sollten sich diese treffliche Jubiläumsgabe zu eigen machen!

Messer, Dr. August, Lehrer am Großherzogl. Gymnasium zu Gießen, Die Reform des Schulwesens im Kurfürstenthum Mainz unter Emmerich Joseph (1763—1774). Nach ungedruckten amtlichen Akten dargestellt. gr. 8°. (XII und 173 Seiten.) Preis M. 2.50. Mainz, Franz Kirchheim.

Die Reform des gesammten Schulwesens von der Dorfschule bis zur Universität, die unter Emmerich Joseph im Kurfürstenthum Mainz angebahnt wurde, wird hier aus reichliegenden handschriftlichen Quellen dargestellt. Diese Reformen haben weit über die Grenzen des Mainzer Kurfürstentums hinweg gewirkt und beanspruchten daher für die Geschichte des Unterrichts eine mehr als lokal-historische Bedeutung. Ueberdies sind manche der hier auftauchenden Fragen von actuellem Interesse, z. B. Hebung des Lehrstandes und ihrer Ausbildung, Herstellung einer Einheitschule in Verbindung mit der Zurückdrängung der lateinischen Sprachen, der Kampf um den Einfluß auf die Schule zwischen den staatlichen und kirchlichen Behörden sowie zwischen der christlichen Tradition und den Forderungen der neuen Aufklärung etc. Auch das Schulsystem der Jesuiten wird sine ira et studio erörtert.